

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 169 (1896)

Artikel: Wen trifft die Schuld? : Eine Dorfgeschichte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

An der Wirtstafel.

„Essen Sie schon lange in diesem elenden Wirtshause?“ — „Seit zehn Jahren.“ — „Ich wundere mich, daß Sie's so lange haben aushalten können; warum sind Sie denn nicht längst anderwärts hingegangen?“ — „Ich kann leider nicht.“ — „Warum denn nicht?“ — „Die Wirtin ist meine Frau.“

Wette.

Eine interessante Wette wurde kürzlich in einem Münchener Gasthause ausgetragen, die über die Höhe einer Million Briefmarken entstanden war. Ein Herr behauptete nämlich, daß eine Million Briefmarken aufeinandergelegt nahezu die Höhe der Münchener Frauentürme erreiche. Das unglaubliche Rätsel wurde ebenso schnell als einfach gelöst. 30 aufeinandergelegte gummierte Marken haben eine Höhe von einer Dezimallinie, 300 demnach einen Dezimalzoll, 3000 einen Dezimalfuß, 30,000 = 10 Fuß, 300,000 = 100 Fuß, 900,000 = 300 Fuß. Mitthin war die Wette gewonnen.

Gewagte Behauptung.

A.: Nein, mein Lieber, ich halte die Todesstrafe mit dem heutigen Standpunkte der Humanität und Civilisation für durchaus nicht vereinbar. Ich bin entschieden für Abschaffung der Hinrichtungen.

B.: Ich behaupte das Gegentheil und bin fest überzeugt: wenn Sie heute von solch einem Raubmörder totgeschlagen würden, Sie würden morgen ganz anders darüber reden.

Schadet nichts.

J u n g e r C h e m a n n: „Soeben haben meine beiden Freunde abgesagt!“

J u n g e F r a u: „Schadet gar nichts! der Höflichkeit ist damit Genüge geleistet, wir werden doch wieder eingeladen, und essen den guten Rehbraten damit auf ihre Rechnung.“

Verfehlter Beruf.

„Sieh' her, Base, der Stiefelpuzer hier verdient seine 2—3 Fr. im Tag, unser Fritz studiert 12 Jahre und verdient keinen Rappen.“ — „Na, weißt du, hätten wir ihn einen rechten Beruf gelehrt, ich hab's immer gesagt.“

Wen trifft die Schuld?

(Eine Dorfgeschichte.)

„Darum, meine lieben Brüder, richtet nicht über die Unglücklichen, sondern betet für sie, nicht nur sie haben gefehlt, uns alle trifft die Schuld!“ So lauteten die Schlußworte der Predigt, welcher alle Anwesenden mit größter Spannung zugehört hatten. — Ernst und in sich gefehrt gingen die einen, aufgeregt, zum Widerspruch geneigt, die andern aus der Kirche, hier und dort Gruppen bildend, wo das Ereignis, welches alle Gemüther bewegte und welches vom Pfarrer in der Predigt „angezogen“ worden war, weiter verhandelt wurde. — Bei weitem nicht alle waren von dem Ausspruch: „Uns alle trifft die Schuld“ überzeugt, und die Mahnung: „Richtet nicht“ wurde von den wenigsten befolgt. Es war ein Ereignis vorgekommen in dem stillen Dorfe, wie es seit Jahrzehnten oder vielleicht überhaupt nie dagewesen war, ein Selbstmord, welchem ein Doppelmord vorangegangen war. Um die Ursache dieses traurigen Falles in seiner ganzen Tragweite beurteilen zu können, müssen wir zurückgreifen, wohl um etliche 30 Jahre. — Dort begegnen wir dem auf so traurige Weise berühmt gewordenen Helden dieser Erzählung als lustigem, munterm Schulknaben. Mit den Schuhen in der Hand springt er in hellen Sägen, über die mit großen Feldsteinen gepflasterten Wege, der Schule zu; seine kaum übers Knie reichenden Beinkleider sind weniger der Mode halber so kurz, als weil er daraus herausgewachsen ist; seine Weste und sein farbiges Baumwollhemd hätten füglich als Musterkarte dienen können, so verschiedenartige Flicke und Stücke hatte eine sorgliche Mutterhand darauf gesetzt, um die Risse und Löcher zu verdecken, so daß vom ursprünglichen Stoff wenig mehr zu sehen war. Das alles kümmerte jedoch unsern Hans Jobst sehr wenig; andere Jüngens seines Ortes waren nicht besser gekleidet, im Gegentheil, er stach durch seine Sauberkeit sogar vorteilhaft von ihnen ab; Sorgen machte er sich überhaupt keine und wozu auch? Hatte er sich doch am Morgen satt essen können und wußte er, daß auch für den Mittag noch Vorrat im Hause war; andere Sorgen kannte er nicht. In der Schule, nach welcher er den fast zweistündigen Weg im



Trab zurücklegte, war er einer der besten Schüler und der ausgesprochene Liebling des Lehrers. — Jetzt machte der Weg eine scharfe Biegung und er stand vor einer kleinen, armseligen Hütte, welche fast in den Boden versunken schien. Sein ohnehin fröhliches Gesicht wurde noch fröhlicher beim Anblick des Mädchens, welches, frisch wie eine Mairose, ebenfalls barfuß, die Schuhe, wie er, in der Hand tragend, offenbar auf ihn wartete. — Machte Hans trotz seiner mehr als ärmlichen Kleidung einen guten Eindruck, so daß man sogar darüber seine roten, struppigen Haare vergessen konnte, so war bei der kleinen Ursel die ganze Lieblichkeit des rosigen Kindergesichtchens nicht im Stande, den Eindruck von Verwahrlosung und Verkommenheit zu verwischen, welchen das ungekämmte, wilde Kraushaar und das zerfetzte, schmutzige Kleid des Kindes hervorrief. Nach froher Begrüßung ging es nun Hand in Hand, bis das

Dach des Schulhauses sichtbar wurde; alsdann machten die Kinder Halt beim ersten Dorfbrunnen. Hastig tauchte die Kleine das glühende Gesichtchen ins Wasser, strich mit den nassen Händen über das wirre Haar und zwängte, gleich ihrem Begleiter, die Füße in die ungewohnten Schuhe. — Diese sehr rasch ausgeführte Toilette galt dem strengen Schulverbot, nicht ungewaschen und nicht ohne Schuhe in der Schule zu erscheinen. — Dieser Gang zur Schule wiederholte sich täglich, bei Wind und Wetter, bei Hitze und Kälte. Die Kinder wuchsen heran, stark und kräftig, trotz Mangel und Entbehrung, denn beide gehörten zu den ärmsten Familien des kleinen, nur aus einigen Häuschen bestehenden Bergdörfchens; Kirche und Schule gehörten zum großen Dorf, welches am sonnigen Abhang des Berges lag, und dessen Acker und Wiesen sich bis zum blauen See hinunterzogen.

Drei Jahre vor Ursel kam Hans aus der

Schule; seine Mutter, eine arme Witwe, deren einziger Sohn er war, und welche als Nähterin ihr kümmerliches Dasein fristete, hatte früher bei der Gutscherrschaft des großen Dorfes als Kinder mädchen gedient; als sie sich mit Hansens Vater verheiratete, glaubte sie trotz ihrer Armut das schönste Los auf Erden gefunden zu haben. Ihr Mann war fleißig und brav; er sticht Schuhe und machte auch Schneiderarbeit, wobei ihm seine fleißige geschickte Frau wacker an die Hand ging. Er hatte nur einen Fehler, und seine Frau glaubte, ihn mit leichter Mühe davon heilen zu können: er trank gern ein Gläschen Wein oder noch lieber Schnaps. „Das macht helle Augen und giebt Mut zur Arbeit“ erklärte er seiner sorgenden Frau, wenn sie ihn davor warnte und ihn bat, das Geld doch lieber zum Ankauf einer Ziege zusammenzulegen. Der gutmütige, aber schwache Mann versprach alles, was seine Frau wollte, und hatte den besten Willen, sein Versprechen zu halten; aber wenn der Abend kam, auch oft schon am hellen Mittag, lockten einige Kumpane den Schneider unter irgend einem Vorwand aus dem Haus, und dann kam er nicht eher zurück, als bis er keinen Rappen mehr hatte und seiner Sinne kaum mehr mächtig war. Was die arme Frau zu leiden und zu dulden hatte, darüber laßt uns schweigen. Sie ertrug ihr Elend wie eine Heldin, immer hoffend auf bessere Zeiten. Die Geburt eines Sohnes brachte den Unglücklichen wieder ein wenig zur Besinnung; er wollte für sein Kind arbeiten; das Projekt, eine Ziege zu kaufen, trat wieder in den Vordergrund, und es währte bei größter Sparsamkeit und angestrengtem Fleiß nicht allzu lange, bis das nötige Geld beisammen war. — Kein Großbauer konnte mit stolzen Gefühlen zum Ankauf eines ganzen Viehstandes schreiten, als Hans, der lustige Schuhlicker, als er sich auf den Markt begab, um eine Ziege zu erstehen; weiß sollte sie sein, und alle Tugenden sollte sie haben. Seine Frau mit dem Söhnchen auf dem Arm begleitete ihn noch ein Stück weit, ihm gut Glück wünschend. Der Abend dunkelte bereits, und kein Hans und keine Ziege kam zurück; die arme Frau, von bangen Ahnungen gefoltert, übergab ihr Kind einer Nachbarin und eilte den Berg hinunter, dem Vermissten entgegen. Ein heftiges Gewitter war aus-

gebrochen; ganz durchnäßt, unter Donner und Blitz, suchte sie sich in der Dunkelheit zurecht zu finden. Weiter und immer weiter trieb sie die Angst, über Wurzeln und Steine fallend, nicht achtend, daß sie aus mehreren Wunden blutete; so gelangte sie in's Dorf; die Leute erschrakten über ihre Erscheinung; niemand konnte ihr Auskunft geben. Am Morgen war Hans im Wirtshaus gesehen worden; dort hatte er sich ein Gläschen mit Schnaps füllen lassen, um klare Augen zu bekommen, um beim Handel nicht betrogen zu werden, seither war er verschwunden. Die mitleidigen Wirtsleute wollten das arme Weib zurückhalten; als sie jedoch sahen, daß alles nichts nützte und die Angst sie dem Wahnsinn nahe brachte, gaben sie ihr zwei Knechte mit Laternen mit, um den Vermissten zu suchen. Der Regen hatte nachgelassen, aber die Nacht war stichdunkel; wo sollten sie suchen? Sie verfolgten aufs Geratewohl den Weg, welcher, um das Dorf herumführend, sich bis zum See hinabzog. Dort war am Morgen der Viehmarkt abgehalten worden, aber niemand hatte Hans gesehen; dennoch trieb es die Frau dorthin. Schwarz, wie die Nacht, lag der See vor ihnen, nur die weißen Schaumlinien der aufgeweichten Wellen spiegelten sich beim Näherkommen im Schein der Laterne; selbst den sonst so beherzten Knechten wurde es unheimlich, und sie schlugen vor, umzukehren; „noch ein wenig weiter kommt mit mir“, bat das zitternde Weib, und sie hatten nicht das Herz, ihr die Bitte abzuschlagen. Jetzt waren sie bis zum Schilf gelangt; dort schaukelte, halb mit Wasser angefüllt, ein alter, morscher Rahm an langer Kette; bei dem ungewissen Licht der Laterne sah die arme Frau den Pfahl und die Kette nicht, sie stieß mit dem Fuß an und fiel kopfüber ins Wasser; das Ufer war leicht; sie richtete sich rasch auf; im nämlichen Augenblick fiel ihr suchendes Auge auf den Rahm und gewahrte in demselben eine dunkle Masse; laut auf schrie sie; die Knechte eilten herbei und schauderten vor dem gräßlichen Anblick, der sich ihnen darbot. Auf dem Boden des Rahms ausgestreckt, lag der Vermisste, das Gesicht nach unten gekehrt, ertrunken in dem Wasser, welches die Wellen hineingespült hatten. Die ausgetrunkene Schnapsflasche in der erstarrten Hand, die Augen verglast, lag er da. Offenbar hatte er sich im

Rausch in das Schiff gelegt und war im Schlaf in dem durch den Sturm in das Schiff eingebrungenen Wasser ertrunken. —

So traurig endigte Hans Jobsts Vater. — Wer kann es der Mutter verargen, daß sie seit dieser Schreckensnacht eine ganz unüberwindliche Abneigung gegen alles geistige Getränk hatte und ihren Sohn mit all ihrer Kraft davon fern zu halten suchte? Schwere Sorgen bedrückten das arme Mutterherz, als sie nach der Admision dem Sohn die Frage vorlegte: was nun? Pfarrer und Lehrer hätten es gerne gesehen, wenn der reichbegabte, gut erzogene Knabe sich als Lehrer hätte ausbilden können; auch Hans Jobst selber hatte kein sehnlicheres Verlangen, als sich diesem Berufe widmen zu dürfen. Auch der Arzt, welcher seine leidende Mutter oft besuchte, fand es jammerschade, daß dem begabten Jungen keine Unterstützung zu teil werde. Aber bei dem „Bedauern“ blieb es, denn keiner von den drei Männern war mit Glücksgütern so reich gesegnet, daß sie aus eigenen Mitteln Hans Jobsts weitere Ausbildung hätten übernehmen können, und zum einheitlichen Vorgehen fehlte leider die Einheit; die drei einflußreichsten Männer des Dorfes stunden sich schroff und feindselig gegenüber, und wenn auch jeder von sich aus gerne geholfen hätte, an ein gemeinschaftliches Vorgehen war deshalb nicht zu denken. Das Anerbieten eines entfernten Betters, Schußflicker seines Zeichens, Hans Jobst unentgeltlich in die Lehre zu nehmen, mußte trotz der lebhaften Abneigung des Knaben gegen diese Beschäftigung als einziger Ausweg angenommen werden. Der Better war ein lieberlicher Kumpen, welcher darauf rechnete, der Junge könne für ihn arbeiten, während er im Wirtshaus seine Weisheit auskrame. — Die arme Mutter weinte sich fast die Augen aus dem Kopf, wenn sie an die Gefahren dachte, denen ihr bisher so sorglich behüteter Sohn ausgesetzt war, und sie beschwor ihn unter heißen Thränen, sich nicht zum Trunk verleiten zu lassen. — Gegen Erwarten ging es gut; der Mutter zuliebe blieb Hans standhaft und brav; jeden Sonntag besuchte er sie und brachte ihr jeden Rappen, den er geschenkt erhielt. Als sie nach zwei Jahren, von einer heftigen Lungenentzündung befallen, von ihrem schweren Leben erlöst, heimgehen durfte, ent-

schlief sie mit der festen Zuversicht, daß ihr Sohn ein guter Mensch sein und bleiben werde. Aufrichtig betrauerte Hans die treue Mutter, der er alles, was er war, zu danken hatte, und er gelobte sich ernstlich, ihren Ermahnungen treu zu bleiben. Nach Beendigung seiner Lehrzeit arbeitete Hans auf seinem Berufe weiter und bald war es sein innigster Wunsch, sich einen eigenen Hausherd zu gründen. Hätte er nun eine brave, tüchtige Frau gefunden, welche ihn in der Ausführung der guten Vorsätze bestärkt hätte, so wäre alles gut gegangen, denn er war, trotzdem ihm sein Beruf nicht ganz zusagte, fleißig und geschickt und hatte einen guten Verdienst; aber seine Jugendliebe, die hübsche Ursel, wurde sein Verhängnis. Nicht umsonst hatte die treue Mutter ihn immer vor ihr gewarnt. Nicht die Armut des Mädchens, wohl aber ihre schlechte Erziehung und ihre lieberlichen Eltern ließen die erfahrene Mutter vor einer Verbindung ihres Sohnes mit ihr zittern. Werfen wir nun einen Blick in Hans Jobsts Haushalt, und wir werden die ahnende Sorge des treuen Mutterherzens begreifen.

Dumpfe und schlechte Luft empfängt uns beim Eintritt in das Zimmer, welches verhältnismäßig gut ausgestattet ist und von besseren Zeiten zeugt. Unordnung, Schmutz und Verlotterung grinsen uns aus allen Winkeln entgegen. Ungewaschene, blasse Rindlein verstecken sich hinter dem Vater und scheinen die Mutter zu fürchten. Hans Jobst blieb auch in der Ehe ein fleißiger Arbeiter und hatte sich eine zahlreiche Kundschaft zugezogen; hätte aber seine Frau nur etwas vom Hauswesen verstanden, nur ein klein wenig Ordnungssinn und Arbeitslust gehabt, so hätten sie ein ganz behagliches Dasein führen können. Aber von allen diesen Tugenden besaß Ursel keine. Sie war eitel und vergnügungssüchtig, sie verstand keine Suppe zu kochen und keine Stube rein zu machen. Bekam sie Geld in die Hand, so verbrauchte sie es, um Räscherien zu kaufen, oder um ein buntes Fähnchen umzuhängen. Jahr um Jahr kehrte der Storch ein; zuerst begrüßte Hans Jobst sein Rindchen mit Freudenthränen, hoffend, die Mutterliebe werde seinem Weibe das, was bei ihrer Erziehung veräußt worden war, lehren. Vergebene Hoffnungen! Sie ließ die Kinder im Schmutz umkommen

und begann durch Schnaps und Wein ihre oft gesunkenen Lebensgeister zu stärken. Fast als ein Glück war es anzusehen, daß die armen Würmer durch den Tod aus ihrem traurigen Dasein abberufen wurden. — Noch immer blieb Hans Jobst seinen guten Vorsätzen getreu, mied standhaft jeden Genuß von geistigen Getränken und suchte, durch Beispiel und Ermahnungen, seine Frau von ihrem Laster zu heilen. Er nahm sich, soweit es in seiner Macht lag, des verlotterten Hauswesens an und suchte sein Weib auf bessere Wege zu führen. Der Tod des letzten ihrer fünf Kinder schien keinen tiefen Eindruck auf sie zu machen; Hans Jobst brach es fast das Herz. — Traurig und still verfloß nun ihr Leben; er arbeitete unermüdlich, aber ohne Freude; niemand hätte in dem düstern Mann, der stumpfen verfallenen Frau die zwei glücklichen Schulkinder wieder erkannt. Nach bald fünf Jahren kehrte der Storch abermals bei ihnen ein und brachte nun gleich ein Zwillingsspärgchen: liebliche, zarte Kinder, deren helle Augen und frohes Lachen Glück und Sonnenschein in die düstere Stube zu bringen versprochen. Hans Jobst war wie ausgetauscht. Seine ganze Liebe, seine ganze Sehnsucht nach Glück und Befriedigung konzentrierte er nun auf diese zwei schwachen Wesen; er pflegte sie Tag und Nacht mit rührender Sorgfalt, und die Kinder schienen es ihm lohnen zu wollen, sie gediehen herrlich. Auf die Mutter dagegen machte das Erscheinen der Kinder keinen wohlthätigen Eindruck. Körperlich war sie gesund und stark, aber ihre geistigen Fähigkeiten schienen völlig im Alkoholgenuß unterzugehen; ihr Mann versuchte alles, sie davon zurückzuhalten, es war vergebens. Hatte sie kein Geld, so machte sie Schulden; sie bestahl ihren Mann, sie versetzte und verkaufte alles, was ihr unter die Hände kam, sogar die Kleider der Kinder; schlechte Leute und gewissenlose Wirthe giebt es leider überall, und so wurde es ihr immer wieder möglich gemacht, ihrer Leidenschaft zu fröhnen. — In seiner Verzweiflung ging Hans Jobst zum Arzt, welchen er als gewissenhaften Mann und Helfer in der Not kannte, und bat ihn, ihm zu helfen. Derselbe versprach sein Möglichstes zu thun, die Frau, welche infolge des Trinkens gemütskrank geworden war, in einer Anstalt unterzubringen. Nach vielen Um-

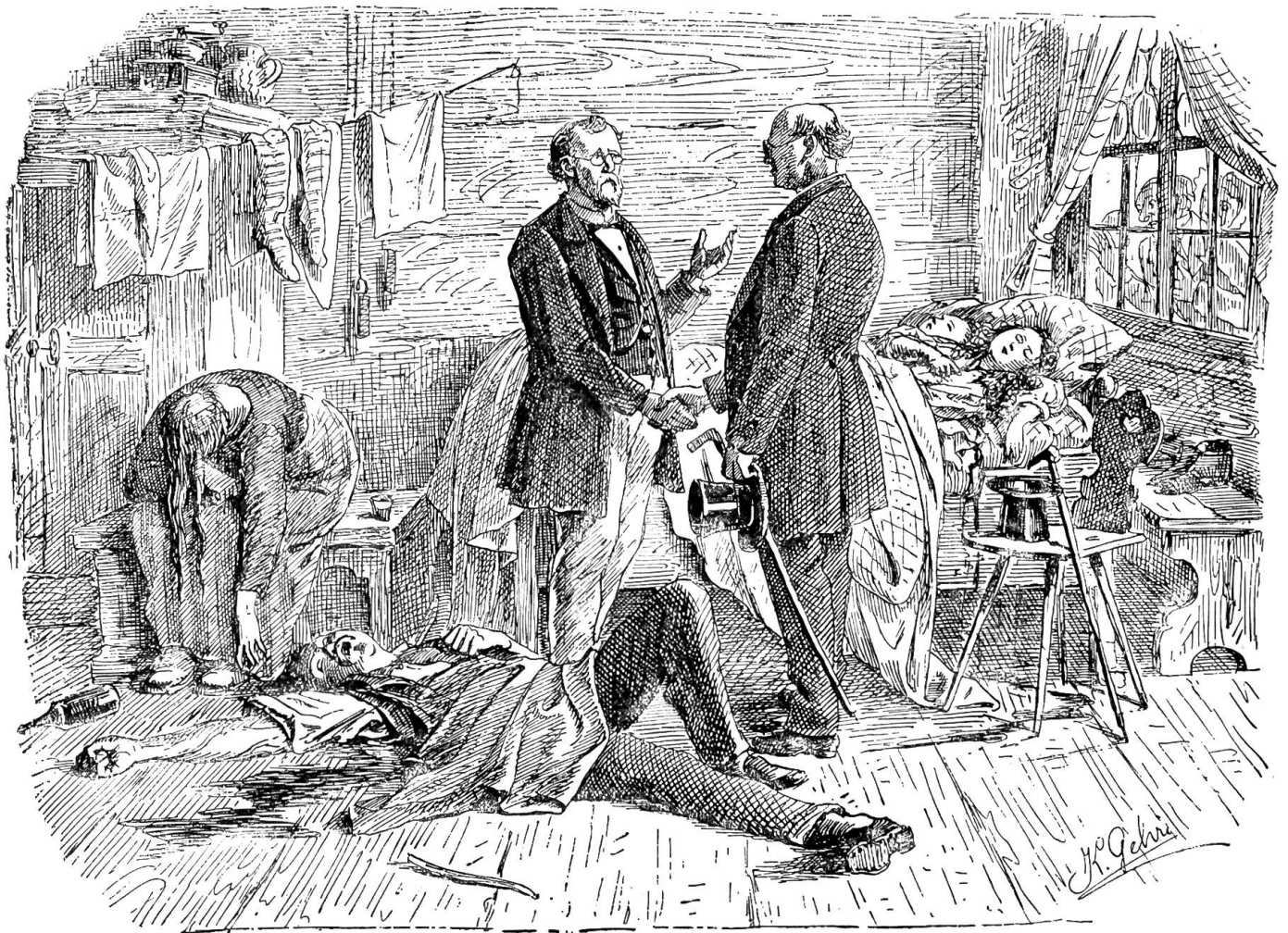
trieben und Schreibereien war alles so weit geordnet, daß Hans Jobst seine Frau hinführen konnte; unterdessen aber hatten einige Freunde und Bekannte der Frau, namentlich ihre Schnapslieferanten, von dem Plan gehört; dieselben gingen zum Pfarrer und stellten ihm den ganzen Fall so dar, daß derselbe glauben mußte, es handle sich um einen Gewaltsakt; es hieß, Hans Jobst suche sich auf diese Weise seiner ihm unbequem gewordenen Frau zu entledigen. Der Pfarrer begab sich nun zu Ursel, welche er unglücklicher Weise allein und ziemlich nüchtern fand. Sie stellte sich nun, angehezt von ihren Freundinnen, als Opfer und Märtyrerin dar und brachte es so weit, daß der Pfarrer wirklich glaubte, es geschehe ihr Unrecht. Er tröstete die arme Frau und sagte ihr, ihr Mann habe absolut kein Recht, sie wider ihren Willen ins Irrenhaus zu sperren.

Am einfachsten wäre es nun gewesen, wenn Arzt und Pfarrer sich über den Fall verständigt hätten, und gewiß wären sie bei genauer Kenntnis der Thatsache bald einig geworden. — Aber leider waren noch immer die nämlichen Verhältnisse zwischen Pfarrer und Arzt, wie zur Zeit, als es sich um Hans Jobsts Ausbildung handelte, nur waren im Lauf der Zeit die Gegensätze noch schroffer, der Riß noch tiefer geworden, es hatten sich in dem kleinen Dorf zwei scharf getrennte Parteien gebildet, welche sich um so feindlicher entgegengestanden, je begrenzter ihr Gebiet war; anstatt daß die beiden Männer sich die Hände reichten zum Wohl ihrer Mitmenschen, stunden sie jeder an der Spitze einer Partei, und dieser Parteizwist erstreckte sich natürlich auch auf die Privatverhältnisse. War im Pfarrhaus jemand krank, so holte man den Arzt zwei Stunden weit, was natürlich zur Folge hatte, daß der Arzt und seine Familie sich nie in der Kirche zeigten, sondern sich über den See rudern ließen, wenn sie eine Predigt hören wollten; so war es auch mit den Lehrern: der Oberlehrer hielt es mit dem Pfarrer, der Unterlehrer mit dem Doktor. Daß die ganze Gemeinde unter solchem Zwiespalt leiden mußte, war klar, und doch waren beide, sowohl der Arzt als der Pfarrer, tüchtige, brave Männer, aber keiner wollte den ersten Schritt zur Versöhnung wagen; gewiß hätten sie es gethan, wenn sie geahnt hätten, was ihr



Zwist für schreckliche Folgen haben sollte. Als Hans Jobst sah, daß seine Bemühungen, seine Frau in einer Anstalt zu versorgen, an ihrem Widerstand scheiterten, verließ auch ihn der Mut, mit welchem er so lange gegen sein Schicksal gekämpft hatte; finstere Schwermut bemächtigte sich seiner; tagelang saß er auf seinem Schusterschemel und starrte ins Leere; das Hauswesen verfiel ganz und gar, unbesorgt und ungehütet liefen die bisher so treu und sorgfältig gepflegten Kinder herum; freundliche Nachbarn erbarmten sich ab und zu ihrer; ins Haus wagten sie sich nicht, sie fürchteten sich vor dem finsternen Mann und der meist betrunkenen Frau. Das Gerücht von dem graufigen Elend drang bis ins Pfarrhaus und auch zum Arzt, aber ungerufen wollte keiner von beiden sich darein mischen. Eines Abends erschien Frau Ursel auf der Straße, um die Kinder zu suchen, welche den Tag über mit den Nachbarskindern sich herumgetrieben hatten; sie sahen ganz verwildert und verwahrlost aus.

Weinend folgten sie der Mutter, welche in ihrem Schnapsdusel sie mit Püffen und Scheltworten ins Zimmer trieb. Durch die offene Thüre sah der Nachbar Krämer, ein braver Mann, dem das Schicksal der armen Familie sehr zu Herzen ging, der aber, aus Angst, es mit der einen oder der andern Partei zu verderben, nicht energisch einschreiten durfte, im stillen jedoch den verstoßenen Kleinen schon oft Nahrung gereicht und Zuflucht gewährt hatte, wie Hans Jobst an seinem gewöhnlichen Platz saß, die Augen starr auf das blank geschliffene Schuhmachermesser geheftet, welches er krampfhaft in der Hand hielt; von bösen Ahnungen erfüllt, wollte er den Kindern nachhelfen und sie zurückhalten. In diesem Augenblick warf die Frau die Thüre zu und verriegelte sie von innen. Er versuchte nun durch's Fenster zu blicken, aber durch die seit Jahr und Tag nie gereinigten Fenster konnte man nichts sehen, dazu war die Abenddämmerung hereingebrochen, die alles in Dunkel hüllte. Mit schwerem



Herzen legte er sich nieder, und selbst im Traum verfolgte ihn das Bild der armen Kinder. Sein erster Gedanke galt am Morgen dem Nachbarhaus. Er eilte hinüber; die Thüre war verschlossen, und nichts regte sich. Er wartete noch eine halbe Stunde, und nun hielt es ihn nicht länger. Mit Hülfe des Schlossers wurde die alte morsche Thüre gesprengt, und sie drangen in das von der Morgensonne erleuchtete Gemach. — Der Anblick, der sich ihnen darbot, war geeignet, auch das stärkste Mannesherz erzittern zu machen. Auf ihrem elenden, schmutzigen Bettchen lagen die beiden vierjährigen Kinder, jedes mit einer klaffenden Wunde am Hals, blutüberströmt; das Brüderchen hatte sein Armchen unter den Kopf des Schwesterchens geschoben, mit der andern Hand hielten sie sich umschlungen. Jedenfalls waren sie sanft und schmerzlos hinübergeschlummert. Der scharfe Schnitt des Messers

hatte sie offenbar sofort getödet. Neben dem Bettchen auf dem Fußboden in einer Blutlache lag der Schuhmacher mit furchtbar entstelltem Gesicht, ebenfalls mit durchschnittenem Hals; das Mordinstrument lag einige Schritte weit in einer Ecke, dicht neben der wie tot daliegenden Frau. Ob der Unglückliche die Absicht gehabt, seine Frau damit zu töten, konnte nicht konstatiert werden. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß die Frau unverletzt, aber so vollständig betrunken war, daß es keine Möglichkeit war, sie zu wecken. Sie wurde auf eine Bank in die Küche gelegt und das Zimmer abgeschlossen bis zur Ankunft der Polizeibehörden. — Die Aufregung im Dorf war unbeschreiblich; in dichten Reihen umstanden die von allen Seiten Herbeigeeilten das Haus; kein Mensch ging an die Arbeit, es dachte kein Kind daran, zur Schule zu gehen.

Fast im nämlichen Augenblick erreichten der Pfarrer und der Doktor das Haus, und es brauchte ihre ganze Autorität, um sich den Durchgang durch den Menschenknäuel zu bahnen. Der wachhaltende Polizeibeamte öffnete ihnen die Thüre, welche für das Publikum verschlossen blieb. — Der Anblick der unschuldig dahingemordeten Kleinen, das gräßliche Bild des durch die Umstände zur Verzweiflung getriebenen Rinds- und Selbstmörders erschütterte die zwei sich feindlich gesinnten Männer bis ins Innerste, und wie vom nämlichen Impuls ergriffen reichten sie sich schluchzend die Hand zur Versöhnung — leider zu spät. — Was die mittelbare Ursache dieser grausen That gewesen, konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden, jedenfalls mußte sie im Wahnsinn der Verzweiflung verübt worden sein.

Gegen Mittag erwachte die Frau aus ihrer Betäubung, aber sie schien das Vorgefallene nicht zu fassen und nicht zu verstehen. Stumpf und teilnahmslos schlich sie herum und wurde am Abend vor dem Wirtshaus aufgefunden, wo sie flehentlich um Schnaps bat.

Die Behörden beschlossen nun, die Frau zu versorgen, nur das Begräbniß wollte man noch vorbeigehen lassen; einstweilen erbarmte sich der Nachbar Krämer und gab ihr Zuflucht. Als die armen Opfer zur letzten Ruhe gebracht wurden, gab ihnen das ganze Dorf das Geleit, nur die Frau und Mutter der Armen nahmen keinen Teil daran. In der allgemeinen Aufregung hatte niemand auf sie geachtet.

Im Innersten erschüttert, hielt der Pfarrer die Leichenrede; er und der Arzt schienen um Jahre gealtert; andächtig und ergriffen lauschte die Menge. Plötzlich ertönte von einigen Kinderstimmen der Ruf „Feuer“, und wirklich zeichnete sich am klaren, blauen Himmel eine aufsteigende Rauchsäule ab; alles eilte nach der Brandstätte; es war das Haus des soeben beerdigten Hans Jost. — Die herbeigeeilte Feuerwehr mußte sich damit begnügen, die angrenzenden Gebäude zu retten; das elende Häuschen war gar bald bis auf den Grund niedergebrannt. — Wo war aber nun die arme Frau? Nirgends eine Spur von ihr, niemand hatte sie gesehen; wie war das Feuer entstanden? Beim Wegräumen der Balken stießen die Arbeiter auf einen halbverkohnten Leichnam, und

dieser Fund klärte das Rätsel auf. Die Unglückliche mußte, ob absichtlich oder unabsichtlich, das Haus angezündet haben und war nun selber ein Raub der Flammen geworden.

Nun war sie versorgt und untergebracht, und ihr furchtbares Ende schien auch ihre Schuld zu sühnen, für welche wohl weit eher ihre gänzlich verfehlte Erziehung und ihre Eltern verantwortlich gemacht werden mußten, als sie selber. Sie wurde neben ihrem Mann und ihren Kindlein begraben, denen sie das Leben zum Fluch gemacht.

Unbewusste Selbstkritik.

Baron (zum Diener): Was! Sie haben mich $\frac{1}{2}$ Stunde hindurch im Parke gesucht und mich doch nicht gefunden?

Diener: Jawohl, Herr Baron!

Baron: Nun, wissen Sie, Jean, Sie sind ein Dummkopf, der seines Gleichen nicht findet.

Aus der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „Füßelier Gudebein, wenn Sie als Posten vor einem Pulvermagazin stehen und es kommt ein Herr mit einer brennenden Cigarre heran, was haben Sie dann zu thun?“

Soldat: „Ihm zuzurufen, er solle die Cigarre fortwerfen, Herr Unteroffizier.“

Unteroffizier: „Richtig! Und weshalb?“

Soldat: „Damit ich sie nachher weiter-rauchen kann.“

Je nachdem!

Arzt: „Ich durchschaue vollständig, woran Sie leiden. Essen Sie zu Ihrer Kräftigung jeden Morgen eine Bouillonsuppe mit Ei!“

Patient: „Ah, das thue ich ja schon längst!“

Arzt: Was?! Na, dann hören Sie ja damit auf!“

Naturgeschichtliches.

Stadtbewohner: „Ein prächtiges Tier, so ein Edelhirsch! Welches Alter mögen diese Tiere wohl erreichen?“

Jäger: „Ja, sehen Sie, das kommt darauf an, wann sie — geschossen werden!“

Beim Optikus.

„Brauche Brille.“ — „Weit-sichtig?“ — „Nee.“ — „Kurzsichtig?“ — „Nee.“ — „Na, was denn sonst?“ — „Dor-sichtig.“